

OLIVIE
BLAKE

GIRL
DINNER

OLIVIE
BLAKE

GIRL
DINNER

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Michael Siefener

HEYNE <

Die Originalausgabe GIRL DINNER
erschien erstmals 2025 bei Tor Books.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach §44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage 2026

Copyright © 2025 by Olivie Blake

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2026

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Claudia Haimerl

Printed in the EU

Umschlaggestaltung: Das Illustrat, München nach einer Vorlage
von Jamie Stafford-Hill / Tor Publishing Group unter Verwendung

von Bildmaterial von Arcangel / Laura Ranftler,

Shutterstock / Korionov, Adobe Stock / Visualmind,

NikhomTreeVector

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-453-27602-4

www.heyne.de

INHALT

I. REKRUTIERUNG 9

II. AUSBILDUNG 97

III. INITIATION 181

IV. EINLADUNG 271

V. DINNER 343

DANKSAGUNG 441

*Für meine Schwestern,
die ewigen Freundinnen*



REKRUTIERUNG

*Frauen wollen nur eines ... einen Kuss
auf die Stirn von einem hübschen Mann,
der ihnen den Speck nach Hause bringt,
mit dem sie eine Tartiflette backen können.*

**Transkript eines VidStar-Videos
von @DieLandfrau**

SIEBEN

WOCHEN

BIS ZUR

INITIATION.

1

Das Geklapper beim Abendessen war ebenso vertraut und eintönig wie der stets gegenwärtige Schmerz im unteren Teil ihres Rückens. Seit einigen Monaten versuchte Sloane verzweifelt, ihren Dammriss nicht zu beachten. Sie machte sich nicht die Mühe, ihn für normal oder sogar angenehm zu halten – das war zu viel verlangt. Ein Segen im Hinblick auf ihre tägliche Mühsal wäre es, wenn sie einfach vergessen könnte, dass sie überhaupt einen Dammbereich hatte. Mit der Zeit war ihr dies zunächst für einige Minuten gelungen, dann für Stunden, schließlich für Tage und sogar Wochen. Insgesamt fühlte es sich so an, als erzwänge sie sich auf beeindruckende Weise einen Weg ins Nirwana. Aber das Hochgefühl, ihren Beckenboden vergessen zu können, war stets mit der Erinnerung daran gepaart, dass dreiunddreißig Jahre Laufen auf zwei Beinen unter Schwerkrafteinfluss niemals wirklich abgeschüttelt werden konnten. Es war entweder das eine oder das andere. Wenn es nicht der Dammriss dritten Grades war, der sich erst nach vier Monaten der Meditation und therapeutischen Massage geschlossen hatte, dann war es die ganz normale Erinnerung an ihre Sterblichkeit – der Bandscheibenvorfall. In solchen Momenten wurde Sloane von einem Gefühl der Enttäuschung über sich selbst befallen. Sie war die fleischgewordene Durchschnittlichkeit.

Isla, ihr Augapfel und Gegenstand einer Liebe, die so

süß wie Milch und schwer wie Sahne war, dass sie sich manchmal erotisch anfühlte, schlug gerade gegen das Tablett ihres Kinderhochstuhls. Es war nicht das erste Mal an diesem Abend, und so wie es aussah, würde es dabei nicht bleiben.

Peng! »Max«, sagte Sloane. Peng, peng, peng. »Max, sie versucht, deine Aufmerksamkeit zu erregen.«

»Hm?« Max schaute von seinem Smartphone auf. (Sein Smartphone! Seine eiligen E-Mails! Seine verfluchten E-Mails! Seine verdammten, ach so kostbaren Nachrichten!) »Süße«, gurrte Max Isla an, »schlag nicht mit deinem Becher gegen das Tablett.« Dann richtete er den Blick wieder auf sein Smartphone.

Peng. »Max.« Ein tiefes Seufzen, das sie beruhigen sollte. »Sie will mehr Saft haben.« Peng.

»Hast du das über den neuen Dekan der geisteswissenschaftlichen Fakultät gelesen?«

Peng. Peng. »Was?« Sloane holte die Spaghetti aus dem Topf mit kochendem Wasser. Sie achtete nicht auf den perfekten Al-dente-Zustand der Nudeln, sondern darauf, dass sie ein wenig wackelig und damit weich genug zum Kauen waren. Verdammt, sie hatte den Eindruck, dass die nächste Schüssel Spaghetti Bolognese ihr spiritueller Tod sein würde, aber es war das Einzige, was Isla essen wollte – das Einzige, bei dem Isla zumindest darüber *nachdachte*, ob sie damit die Heiligkeit ihres Mundes beschmutzen wollte. Ihren süßen, lieblichen Mund, dem Eisen fehlte. Dieser unschuldige Mangel war vermutlich der Grund für Islas schlechten Schlaf und ihre Unfähigkeit, nachts allein zu bleiben, was wiederum auch Sloane vom Schlafen abhielt. Peng!

»Der neue Dekan. Davon habe ich dir doch erzählt, oder? Crawford wurde MeToo zum Verhängnis.«

Kurz überlegte Sloane, ob sie ihrem Mann sagen sollte, dass Crawford keineswegs das Opfer eines Verhängnisses geworden war, sondern lediglich die Konsequenzen seiner eigenen Handlungen hatte tragen müssen. Das hatte Sloane vor einigen Monaten herausgefunden, als Max darauf bestanden hatte, die ganze Fakultät nach Hause einzuladen, weil sie ihr kleines Zwei-Körper-Problem gemeinschaftlich gelöst hatte (zwei Akademiker, die zwei Jobs brauchten, wobei Sloane der zusätzliche, nicht akademisch geschmückte Körper war und daher das Problem darstellte, weswegen die Fakultät sie an ihren Streitwagen gebunden und durch ganz Troja geschleift hatte – zumindest hatte sich Sloane angesichts der erlittenen Erniedrigungen so gefühlt). Victoria Ellsworth hatte zu niemandem in der Fakultät ein Wort über das gesagt, was sie »den Vorfall« nannte, und als über ihre Einstellung abgestimmt worden war, hatte Crawford gegen sie gestimmt, weil sie (Anfang des Zitats) unprofessionell (Ende des Zitats) sei. PENG!

»Max«, sagte Sloane, »der Saft?«

»Willst du mehr Saft haben, Süße? Saft?« Max bediente sich wieder der närrischen Stimme, die er immer dann benutzte, wenn er mit Isla sprach, und die ganz laut *Papamädchen* schrie. Sloane hatte einmal geglaubt, diese Stimme bewiese ihr, dass sie den richtigen Lebenspartner ausgesucht habe – damals, als sie der unangreifbaren Meinung gewesen war, dass nichts so sexy war wie ein Mann, der zärtlich mit seinem Kind umging. »Weißt du«, bemerkte er, »wir sollten ihr wirklich nur Wasser geben.«

Etwas in Sloanes Innerem zerfloss plötzlich zu gleißender Glut.

»Max, ich ...«, setzte sie an. »Das habe ich versucht. Ich habe es wirklich versucht. Willst du etwa ...? Willst du etwa andeuten, dass ich ...? Glaubst du tatsächlich, dass ich ...?«

(Manchmal brannte ihr Geist vor unproduktiver Wut.) »Also gut, dann gib ihr Wasser.« Sieh selbst, was du davon hast, du Idiot. Liebe meines Lebens. Vater meines Kindes. Beschissener Klugscheißer.

»Machst du dir Sorgen wegen morgen?« Max hatte die eine Hand auf Sloanes Hüfte gelegt, während sie wie ein Flamingo auf einem Bein vor dem Herd stand. Er roch wie üblich nach Bergamotte – nach dem Waschmittel, das Sloane gekauft hatte. Keine Duftspur von einem süßen Babykopf oder den unerklärlichen Schwaden von Ahornsirup, die dieser andauernd verströmte. Manchmal beängstigte es Sloane, dass Max so viel größer war als Isla.

Dann glitt Max an ihr vorbei, öffnete den Kühlschrank, bückte sich und schaute hinein.

»Sorgen?«, wiederholte Sloane verspätet.

»Wo ist der Saft?«

Ohne hinzusehen, streckte sie die Hand aus. »Da drüben, gleich hinter diesem Ding.«

»Dem Ding?«

»Ja, dem Ding. Dem verdammten ... dem *Ding*, Max, dem Ding.« Seit ihrer Schwangerschaft hatte Sloane manchmal Schwierigkeiten, auf die richtigen Worte zu kommen. Es war, als befände sich ein Sieb an der Stelle ihres früheren Hirns. Ihres Hirns, das Hunderttausende Dollar wert war. Wie viel Wert verlor es, wenn sie sich nicht mehr an das Wort für dieses Ding erinnern konnte? Das Ding, das Ding mit dem ... Dieses Ding halt. (Hatte dieser einzige Ausrutscher sie etwa schon zwanzig Dollar in die Miesen gebracht?) Na los, Max, das Ding!

Max verkündete gewichtig: »Soll ich eine neue Flasche herausholen? Anscheinend war die andere leer.«

»Max, sie ist nicht leer. Sie ist direkt ...« Sloane stieß den Atem mit einem Zischen aus, von dem sie hoffte, dass er es

nicht hören konnte, als sie sich neben ihn stellte und das Ding beiseiteschob. (Es war ein Wasserkrug.) »Da ist sie.«

»Oh!« Max klang, als wäre er erfreut über sich selbst wie ein Kind, dass etwas Urkomisches getan hatte – wie jemand auf Twitter (oder auf dem, was Twitter einmal gewesen war), der eine Zeile falsch gelesen und die Zahl sechs mit Sex verwechselt hatte, hahahahahahaha!!! »Und wie fühlst du dich jetzt?«, fragte er.

»Was?« PENG! Isla hatte ihren Becher auf den Boden geworfen.

Jetzt weinte sie um den verschwundenen Becher. »Angesichts des neuen Semesters?«

Sloane hätte am liebsten geantwortet: »Du meinst den Job? Den Job, den ich habe? Den ich die letzten acht Jahre gemacht habe? Den ich hatte, als wir uns zum ersten Mal begegnet sind? Den Job, den wir beide machen? Diesen Job?«

Aber tatsächlich sagte sie: »Ich bin ein bisschen nervös wegen Isla.«

»Ach, sie wird es lieben. Die Tagesbetreuung wird ihr guttun.«

»Sicher, aber du bist ja nicht derjenige, der sie alleinlässt.« Sloane wischte sich klebrigen Schweiß von der Stirn und erkannte, dass sie am liebsten aufgehört hätte zu atmen. Vielleicht hatte sie genau das in diesem Augenblick getan, ohne es zu bemerken. Das ganz Normale, das sie tat und das alle Mütter taten – zumindest all jene, die nicht Sloanes sozioökonomische Privilegien genossen –, war für sie das Schlimmste, was sie je erlebt hatte. Sie hatte nicht einmal Kinder haben wollen! Bis sie ihre Meinung geändert hatte. Und nun trug sie plötzlich das atavistische Gewicht aller Mütter vor sich her, deren Kinder für acht Stunden am Tag abgegeben worden waren – geopfert auf dem Altar sinnloser Arbeit.

Nein, sie war nicht sinnlos. Für Sloane war ihre Arbeit wichtig. Sie machte sie stolz, denn sie hatte das Unterrichten schon immer gemocht, und Soziologie war auf eine esoterische Weise ein unendlich interessantes Fach. Aber im Kontext des winzigen menschlichen Wesens, das für Nahrung, Schlaf und Geborgenheit von ihr abhing, wirkte das alles bedrückend. Oder sie hatte zu viele Mami-Videos auf VidStar geschaut. (Ganz abgesehen von den Tradwives! Was für ein Schlammassel. Sloanes soziologischer Verstand konnte sich alldem nicht verschließen.)

»Das stimmt.« Max küsste sie auf den Nacken, während Isla sich bemühte, aus ihrem Hochstuhl zu entkommen.

Aber war es nicht schön, wieder zu arbeiten? Sloane war weder eine Hausfrau noch eine Traditionalistin, und sie wollte nicht ihre ganze Zeit mit der Beschaffenheit der Ausscheidungen ihrer Tochter oder mit den Versuchen, Eisen in ihr Essen zu schmuggeln, verbringen. Wäre es nicht *erfrischend*, in die Welt der Erwachsenen zurückzukehren, die weder Dinge auf den Boden warfen noch einfühlsam überredet werden mussten, als wäre man in Verhandlungen mit Geiselnehmern? Wenn sie einmal fünf Minuten lang nichts anderes tun müsste, als den Wasserfleck anzuschauen, den sie sich an der Decke ihres neuen Behelfsbüros vorstellte? Wenn sie die kostbare Zeit hätte, sich abzusondern und hingebungsvoll und unerbittlich Berechnungen darüber anzustellen, wie sie fünfunddreißig Studenten dazu brachte, sich mehr um die Prinzipien der Soziologie als um ihr nächstes Date zu kümmern? Unmöglich. Wie der verdammte Sisyphus. Der Trick bestand natürlich, wie beim Erziehen eines Kindes, in einer konstanten und konsequenten Methode. Man musste einfach seinen Job für die Person machen, die begeistert bei der Sache war, wie Sloane im letzten Jahr – nein, verdammt, vor zwei Jahren – zu einer klugen jungen

Studentin gesagt hatte, die brennend daran interessiert war, mit ihrer Doktorarbeit weiterzukommen. Das Gähnen der anderen und ihre glasigen Blicke musste man übersehen. Tat man es nicht und ließ sich davon runterziehen, würde man den Tag kaum überstehen – ganz zu schweigen von einem kompletten Semester. Man musste davon ausgehen, dass man wenigstens irgendjemanden erreichte, aber es gehörte nicht zum Job, dafür zu sorgen. Es war unwichtig, wie viele Personen, die zu einer Vorlesung gekommen waren, tatsächlich weiterstudierten oder sogar eine große Karriere schafften – es war nur wichtig, ihnen das Werkzeug dafür an die Hand zu geben und sie ausreichend neugierig zu machen. Solchen Mist konnte Sloane auf Kommando absondern! Es kam einfach aus ihr heraus, was sie immer wieder erstaunte.

»Max, könntest du ...?« Isla hatte es inzwischen fast aus ihrem Stuhl hinausgeschafft und bereitete sich tapfer auf die anschließende Flucht vor. Sloane behauptete voller Stolz von sich selbst, sie sei nicht die Art von Mutter, die sich andauernd wegen möglicher Verletzungen sorgte, da alles, was ihre geliebte Tochter sei oder sein werde, in ihrem kostbaren, erst teilweise ausgebildeten und gefestigten Schädel steckte. »Mädchen, warte nur noch zwei Minuten. Das Essen kommt gleich ...«

Isla begann mit einem grausigen Heulen.

»Saft!«, rief Max jubelnd und hielt seiner Tochter den Becher entgegen. Sofort warf Isla ihn auf den Boden. Nur für die Akten: Max kochte nicht, weil es Sloane war, die ein größeres Gewicht auf die Ernährung legte. Sie bereitete gern die Speisen zu, und sie kochte und aß gern. (Sie aß aus Figurgründen nur zweimal am Tag, und sie wollte nicht, dass diese beiden kostbaren Mahlzeiten *Max'* Vorstellung von kulinarischen Köstlichkeiten widerspiegeln – sie wollte bloß verdamnte

Pasta haben. Pasta und verdammten Käse dazu!) Inzwischen konnte sie sich nicht mehr erinnern, warum sie damals darauf bestanden hatte. Sie stellte sich vor, wie es wäre, wenn sie Max jetzt den Löffel in die Hand drücken würde. Er würde sofort fragen, wo denn der Topf sei. Darauf würde sie die unvermeidliche Antwort geben, er stehe dort, hinter dem Ding.

Schließlich verteilte Sloane die Spaghetti auf die Schüsseln. Sie waren aus Keramik und sorgten schon seit vielen Jahren bei ihr für Freude und Stolz. Sie fragte: »Max, der Hund?« Großzügig schaute Max von seinem Smartphone auf und fütterte den Hund. Sie sagte: »Sitz, Frankie«, und der Hund tat nichts dergleichen. Also versuchte sie es noch einmal: »Sitz, Frankie, habe ich gesagt.« Ganz kurz dachte sie daran, wie sehr sie den Hund früher geliebt hatte, während Frankie Max und nur Max geliebt hatte. Sloane hatte nichts dagegen gehabt, denn der Hund war ein lebendes Wesen und musste sie nicht zwangsweise lieben, doch dann hatte sie Isla bekommen und war zum Opfer erotischer Mutterliebe geworden. Dabei hatte sie erkannt, dass Frankie für sie zur Belastung geworden war. Sie füllte zwei Wassergläser aus dem Ding im Kühlschrank und bemerkte, dass es fast leer war. Okay, Max sollte das kalte Wasser haben; es war ihr gleichgültig. Sie stellte Islas Schüssel vor sie und sagte zu ihr: »Schön pusten, damit es abkühlt.« Dann stellte sie Max' Essen auf den Tisch, nahm die letzte Schüssel für sich selbst und füllte das Ding mit Wasser auf.

»Ich glaube, Papa soll nichts essen«, sagte Max scherzhaft mit seiner gurrenden Stimme zu Isla. Erst jetzt merkte Sloane, dass sie vergessen hatte, das Besteck für sich und Max aufzulegen. Ihr Rücken schmerzte, und sie bückte sich kurz nach vorn in dem Versuch, den Druck zu verringern. Max stand hinter ihr auf und holte eine Gabel.

Eine Gabel.

Nur eine.

Er kehrte zum Tisch zurück und fütterte Isla, die den Löffel von ihrem Mund wegschob. »Na komm, Isla!«, jaulte er sie an. *Komm*. Sei cool, Kumpel. Komm schon. Als ob das für ein achtzehn Monate altes Kind eine Bedeutung hätte.

»Isla«, sagte Sloane mit süßer, sanfter, freundlicher Stimme. »Isla, willst du nicht wenigstens einmal probieren? Mmh, Spaghetti! Lecker!«

Isla schob den Löffel erneut weg und sah sie süß, sanft und freundlich an. »Alles auf«, verkündete Isla stolz. Dabei hatte sie keinen einzigen Bissen gegessen. Es war der Tag vor dem ersten Tag des Herbstsemesters – der Tag vor dem Tag, an dem Isla die Bedeutung des Wortes »Verlassenwerden« erfahren würde. Der Tag vor dem Tag, an dem Sloane zu ihrer Arbeit zurückkehren und endlich wieder eine ganze Person sein würde. Sieben Tage bevor sie eine Mail von Britt Landau erhalten würde, in der diese sie um einen persönlichen Gefallen bat – eine Nachricht mit der Behauptung, Alex Carlisle habe ausdrücklich um Sloane gebeten.

Dr. Sloane Hartley sank auf ihren Stuhl mit einem Gefühl schrecklichen Scheiterns, so wie sie es noch nie empfunden hatte. Dann erkannte sie, dass sie kein Besteck hatte.

Max streckte eine große Hand aus, bedeckte damit ihre eigene und zeigte ihr das Lächeln, das sie früher fast bis zum Orgasmus getrieben hatte. Sie unterschieden sich von anderen Eltern, waren nicht wie andere Ehepaare. Sie waren so etwas wie eine revolutionäre Verbindung. Wenn sie etwas von ihm wollte, musste sie nur fragen!

»Versuch, in diesem Jahr ein paar außerplanmäßige Kurse anzubieten«, schlug Max vor. »Das könnte Dekan Burns für dich einnehmen.«

Ja, dachte Sloane aufgemuntert, bewaise Burns, dass du

etwas wert bist. Das Problem liegt darin, dass du nicht genug tust! Leider brachte sie trotz der ganzen Freizeit und zusätzlichen Energie, die sie durch Islas Geburt erhalten hatte, einfach nicht den Willen auf, sich mit Max zu streiten.

»Ja«, sagte sie. »Gute Idee.« Sie stand auf und holte sich eine Gabel.

2

Nina zog einen Tag früher als geplant in ihre Wohnung auf dem Campus. Sie hatte die Erlaubnis dazu von der Universität erhalten, denn die Rekrutierungen für den Herbst begannen in diesem Jahr früh.

Ihre Schwester Jasleen konnte beim besten Willen nicht verstehen, warum Nina überhaupt ein Interesse daran hegte, einer Studentinnenverbindung beizutreten. Nina fiel es ehrlich gesagt schwer, das zu erklären. Das Beste, was sie zustande brachte, war: »Das klingt nach Spaß«, auch wenn die übereilte Erfüllung aller nötigen Erfordernisse das genaue Gegenteil von Spaß darstellte. Tatsächlich waren sie ziemlich quälend. Bis alles erledigt und das förmliche Angebot eines Hauses eingegangen war, würde es weder Trinkgelage noch irgendwelche Partys geben, und Nina würde jeden Tag mit perfekt geschminktem Gesicht und frisierten Haaren zum Unterricht erscheinen müssen und stets den wachsamen Blicken aller Verbindungsstudentinnen auf dem Campus ausgesetzt sein, während sie so tun musste, als wüsste sie nichts davon. Es war so ähnlich wie bei einer lähmenden Verliebtheit, wenn man leicht und lässig erscheinen musste, obwohl man innerlich zerschmolz und eine gnadenlose Betrachtung erwarten musste – ja, man hoffte sogar darauf. Das war vermutlich der Grund, warum Jas ihr nicht glaubte.

Von Ninas drei Mitbewohnerinnen – von denen eine, Simone, ihre zufällig ausgewählte Zimmergenossin aus dem letzten

Jahr war, während die anderen beiden, Mei und Adelaide, nur in derselben Wohnung wohnten, die Platz für acht Personen bot – war nur Adelaide Mitglied einer Verbindung, und sie war außerordentlich erfreut über die Möglichkeit, dass sie zu Ninas Verbindungsschwester werden konnte. Adelaides Ermutigungen führten dazu, dass Simone und Mei keine Fragen stellten, was eine gute Sache war, da Nina bereits einem täglichen Sperrfeuer durch ihre Schwester ausgesetzt war, zum Beispiel: »Kannst du nicht einfach ohne irgendein blödes Verbindungsritual mit deinen Freundinnen abhängen?«

Nina hoffte, nicht in derselben »Haus« genannten Verbindung wie Adelaide aufgenommen zu werden. Damit wollte sie nicht sagen, dass Adelaide nicht wunderschön und klug war und jeden Grund lieferte, beneidet zu werden. Nina war der Auffassung, dass Adelaide von all ihren Freundinnen das schönste Gesicht hatte, was ziemlich viel bedeutete, da Nina stets schöne Freundinnen um sich scharte. Aber hinsichtlich des allgemein bekannten und anerkannten niederen Rangs der Verbindung, in der Adelaide war, wäre es ihr vielleicht möglich gewesen, mehr zu erreichen, wenn sie nicht ein Pflänzchen aus dem ländlichen Idaho gewesen wäre und daher nicht recht gewusst hatte, wie sie sich während ihrer eigenen Rekrutierung kleiden sollte. Auch wenn es knifflig war, eine Studentin aus dem zweiten Jahr im Eilschritt in eine Verbindung aufzunehmen – nach den meisten panhellenischen Philosophien konnte der schlechte Ruf einer Studentin im zweiten Jahr niemals wiederhergestellt werden, und es war unmöglich, sie erfolgreich zu einer idealen Frau mit zwei oder drei griechischen Buchstaben auf dem T-Shirt zu machen –, war es doch zu einem tragbaren Kompromiss mit der lernfähigen Universität gekommen. Was Nina an Formbarkeit fehlte, machte sie ihrer Meinung nach durch Reife und soziale Fähigkeiten wieder wett.

Etwa ein Viertel der Studentenschaft dieser Universität gehörte einer Verbindung an, was den Angehörigen eine größere Bedeutung als den anderen Studenten verschaffen und ihnen einen zusätzlichen Wert innerhalb des universitären Systems verleihen konnte. Eine Person, die bereits durch sich selbst einiges erreicht hatte, wurde als Mitglied einer Studentenverbindung zu einer wahren Persönlichkeit und konnte auf Erfolg hoffen. Die Aufnahme durch die Torwächter des sozialen Kapitals bedeutete, dass man selbst an einem hässlichen Tag, mit einer schlecht sitzenden Frisur oder einem aufgequollenen Gesicht viel hübscher als die große Mehrheit der anderen war. Selbst wenn man nicht zu jedem Zeitpunkt verführerisch wirkte, war man auf eine transzendenter Art stets heiß, denn zwei griechische Buchstaben auf dem T-Shirt sagten es deutlich.

»Glaubst du wirklich, es macht etwas aus, was eine Horde weißer Mädchen über dich denkt?«, fragte Jas. Auch wenn sie sich die Gebärmutter geteilt und die gleiche Erziehung genossen hatten, besaßen sie nicht sonderlich viele Gemeinsamkeiten. Jas studierte vergleichende Literaturwissenschaft und Genderforschung als Nebenfach, während Nina manchmal einfach nur von Mädchen tagträumte, ohne das aber der ganzen Welt zu verkünden. Beide waren auf eine hauptsächlich von Weißen besuchte Highschool gegangen, was bedeutete, dass Nina kaum darüber nachdachte und immer wieder vergaß, dass sie keine Weiße war. Ihre Freundinnen waren weiß. Ihre Freunde waren in der Mehrzahl weiß gewesen (sie hatte sich einmal um Jonathan Zein bemüht, der Halblibanese war, aber das war eigentlich immer ein Luftschloss gewesen). Oft hörte sie den Begriff »Kokosnuss« – außen braun, innen weiß. Solche gedankenlosen Worte waren für Jas der Gipfel der Geringschätzung, aber Nina lachte sie einfach weg.

Nina war völlig klar, welchen Weg sie gewählt hatte und was

sie dazu tun musste. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, an einer der zwanzig besten juristischen Fakultäten des Landes zu studieren und dann eine Stelle in einer großen Anwaltskanzlei zu ergattern, damit sie ihre Studienschulden zurückzahlen und sich finanziell um ihre Eltern kümmern konnte. Jas hatte sich in dieser Hinsicht selbst aus dem Rennen genommen. Aber wenn Nina das alles erreichen wollte, dann brauchte sie nicht nur entsprechende Leistungen, sondern auch Verbindungen.

Das letzte Jahr – ihr erstes als Studentin – war nicht so glatt gelaufen, wie sie es erwartet hatte. Es hatte keinen Sinn, nach dem Grund zu fragen – das war vergossene Milch. Wichtig war nur, dass sie das kommende Jahr als zweite Chance nutzte. Sie musste besser werden. Und damit sie sich alles zurückholen konnte (»alles« waren dabei vorzügliche akademische Leistungen, persönlicher Erfolg, ferner die Fähigkeit, ohne ein zerreißendes Schamgefühl auf sich selbst schauen zu können, und dergleichen mehr), wollte Nina eine neue Version ihrer selbst erschaffen. Es war wie eine Taufe durch Initiation, wie das Hinüberschreiten in eine bessere Version, und zwar durch eine ruhmreiche Neugeburt. Eine einfache Wiedergeburt reichte dazu nicht aus. Wenn sie das letzte Jahr aus ihrem Leben tilgen wollte, musste sie eine bessere, höhere Ebene erreichen.

Sie musste in Das Haus aufgenommen werden.

So nannte sie es in Gedanken, das verlieh Dem Haus Gewicht. Wie ein königliches Haus. Natürlich gab es bei dieser Verbindung die gleiche Ansammlung von griechischen Bedeutungslosigkeiten, aber ihre Angehörigen waren in keiner Weise mit denen der anderen Häuser zu vergleichen. Jedes Mitglied war nicht nur bemerkenswert schön, sondern auch herausragend leistungsstark und einzigartig auf seinem eigenen Gebiet. Nina hatte inzwischen die Gegenwart Des Hauses

in einigen ihrer Vorlesungen wahrgenommen – manchmal war eine kleine Schar seiner Mitglieder anwesend – und begriffen, dass diese Studentinnen allesamt außergewöhnlich begabt waren. Die Durchschnittsnote Des Hauses war 3.86, was beispiellos war. Die Philanthropie seiner Mitglieder wurde in zahlreichen überregionalen Medien gerühmt. Unter den Ehemaligen befanden sich eine Gouverneurin, eine oscar-nominierte Schauspielerin, eine Schriftstellerin, die den Pulitzer-Preis erhalten hatte, eine Sprinterin, die Olympiagold gewonnen hatte, zahlreiche berühmte Akademikerinnen, vier Anwältinnen der Reichen und Schönen und eine Zoologin, deren Buch über das Bewusstsein von Wirbellosen mit einer Medaille geehrt worden war.

Die gesamte Universität war bekannt dafür, dass sie stets die nächste Generation von Anführern hervorbrachte, aber Das Haus war eine Nummer für sich. Statistisch gesehen konnte dieses Maß an Erfolg kein Zufall sein. Die Frauen, die zu ihm gehörten, wurden auserwählt. Sie waren wie kuratierte Objekte in einem Museum. Die Mitgliedschaft im Haus war ein Sprungbrett für ewigen Erfolg, aber nur solche, die vorher auserwählt worden waren, konnten einen Zugang erhalten. Die Ehre wurde verliehen – und man wurde in den Styx geworfen, damit man eine zusätzliche Schicht der Unverwundbarkeit erhielt –, weil man *bereits würdig* gewesen war.

»Dein verzweifelter Wunsch nach externer Bewertung ist ehrlich tragisch«, bemerkte Jas aus dem Bildschirm heraus. Jas beobachtete, wie Nina Lidstriche pinselte, was sie selbst aus Prinzip vermied. Trotzdem hätte es ausgesehen, als hätte Nina gerade ein Selfie gemacht, wenn sich keine von beiden bewegt hätte. Ihr Ausdruck freundlicher Verachtung war sehr ähnlich.

»Ich muss gehen«, sagte Nina. »Ich muss an der Zitze der weißen Großartigkeit nuckeln.«

»So habe ich es nicht ausgedrückt, weil es abstoßend ist,

aber in spiritueller Hinsicht ist es nicht unwahr. Ich schäme mich zutiefst für dich.« Jas seufzte.

»Soll ich das rote oder das purpurfarbene Kleid tragen?«, fragte Nina. Wenn der erste Eindruck nicht perfekt war, konnte sie es gleich sein lassen. Das Haus war berüchtigt für seine Brutalität. Jeden Tag wurde jemand hinausgeworfen, auch wenn die Universität die Quoten vorschrieb, die dabei nicht überschritten werden durften. Aber wer wagte es, sich mit Dem Haus anzulegen? Es war fast so, als wäre es ein Mensch.

»Das rote«, sagte Jas. »Und grüß Arya von mir.«

»Wenn ich ihm deinen Gruß übermittle«, meinte Nina geziert, »sollen meine Augen dann sagen: ›Übrigens will meine Schwester ihren Feminismus aufs Spiel setzen, weil sie dir einen blasen will‹, oder würdest du eine züchtigere Botschaft bevorzugen?«

»Nein, das passt schon so«, sagte Jas, bevor sie die Verbindung trennte.

3

Sloane wusste nicht mehr, wie sie sich richtig kleiden musste, und doch erschien sie zur Arbeit. Vage erinnerte sie sich daran, dass es ihr einmal wichtig gewesen war, wie die anderen Leute sie wahrnahmen und was sie von ihr hielten. Ihre Taille war ihr genauso wichtig gewesen wie die Präzision ihres Lidschattens. Die erdrückende Angst, abgeurteilt zu werden, saß ihr stets im Nacken. Heute aber blieb ihr lediglich ein Zeitfenster von nicht einmal fünf Minuten für all die Selbstzweifel. In dieser Hinsicht hatte die Mutterschaft etwas für sich, ordnete sie doch die Wesentlichkeiten neu, sodass es nicht mehr von Bedeutung war, ob ihre schwarze Bluse zu dunkel für ihren Teint oder der Jahreszeit nicht angemessen oder zu voluminös für Sloanes zarte Gestalt war. Die Bluse hatte weder Milch- noch Sabberflecken, die Sloane auf den ersten Blick erkannte, und war daher tragbar. Erst später würde sie erfahren, dass diese Zuversicht unberechtigt war.

Sie und Max waren übereingekommen, dass es das Vernünftigste war, wenn Sloane Isla wegbrachte, da Max an diesem Tag die frühere Vorlesung hatte. Dieses organisatorische Element beanspruchte nach beiderseitiger Auffassung eine größere Aufmerksamkeit als Sloanes Wunsch, zu sterben. Sie hatte sich seit Wochen emotional auf diesen Augenblick vorbereitet, indem sie sich alle möglichen schlimmsten Szenarien vorgestellt hatte: Isla, wie sie schrie und zeterte; Isla, wie sie einen dicken Haufen in Sloanes offener Bluse ablud; Isla,

wie sie fröhlich weglief, weil sie endlich frei von ihrer Mutter war. Alles schien gleichermaßen wahrscheinlich zu sein. Zu ihrer großen Verblüffung halfen Sloanes akribische Versuche, sich bereits im Voraus zu quälen, gar nichts, als der Tag gekommen war.

Sloane kannte nicht viele andere Mütter mit Kindern in Islas Alter; die meisten ihrer Kolleginnen waren absichtlich kinderlos, und ihre Freundinnen aus der Schule und vom College (von vielen hatte sie sich etwas entfremdet, was den Auswirkungen von Zeit und Mutterschaft zuzuschreiben war) hatten wesentlich ältere Kinder. Als Sloane das Internet auf der Suche nach einer passenden Gruppe durchforstet hatte, war sie auf eine Vielzahl von Reaktionen gestoßen. Es gab die Mütter, die sofort wieder arbeiten gegangen und froh gewesen waren, als sie die hoffnungslose Frivolität des mütterlichen In-den-Tag-Hineinlebens aufgeben konnten und sich nicht mehr schuldig fühlen mussten, weil sie ihre eigenen Kinder als unzulängliche Anhängsel empfanden. Es gab die Mütter, die zu Hause geblieben waren und sich fragten, ob eine Tagesbetreuung wirklich das Beste für Kinder war, die in diesem jungen Alter noch so zart waren. Und es gab Mütter, die zwar vom Weggeben der Kinder genauso gequält wurden wie Sloane, ihr aber sagten, ein Krippenplatz auf dem Campus sei genau das Richtige, nicht zuletzt wegen des Privilegs, ihre Tochter problemlos tagsüber besuchen zu können, wofür sie dankbar sein sollte. Offen gesagt sollte sie doch den Mund halten. Sloane wollte es nicht aussprechen, aber würde ein solcher Besuch tagsüber nicht sowohl sie als auch Isla quälen? Sogar Sloane begriff, dass es zu einer guten Mutter gehörte, ihr Kind manchmal in andere Hände zu geben, obwohl es sich schädlich für Islas Beziehung zu ihr auswirken könnte. Die Campus-Krippe hatte entschuldigend darauf hingewiesen, dass der Schwerpunkt der Aktivitäten auf dem Spiel liege,

was bedeutete, dass formeller Unterricht für Sloanes achtzehn Monate altes Kind kaum vorgesehen war. Das fand ein großer Teil der Internetmütter bedenklich.

Sloane hatte die Erzieherin schon letzte Woche getroffen, und Isla wirkte glücklich darüber, eine Stunde lang mit dem anderen professoralen Nachwuchs spielen zu können. Sloane hatte die Sache mit Max und dem Zwei-Körper-Problem erklärt und gesagt, sie sei in der Probezeit zu einer Festanstellung in einem KGC (»kleines geisteswissenschaftliches College«, wie Sloane mit leicht gerötetem Gesicht erläutert hatte) gewesen. Das Angebot, das Max hier an dieser Universität bekommen habe, sei aber so gut gewesen, dass er es nicht habe ablehnen können, auch wenn das bedeutet habe, dass sie als Ehefrau-Anhängsel nur jeweils einen mageren Zeitvertrag für ein Jahr bekommen habe. Im ersten Jahr nach ihrer Ankunft sei sie für keine Kurse eingeteilt worden, und die Krippe der Universität sei vollkommen ausgebucht gewesen, sodass sie länger als geplant zu Hause bei Isla geblieben sei. Das wiederum hatte zu einer sehr festen Bindung zwischen ihnen geführt – sie waren geradezu ein Paradebeispiel für eine enge Mutter-Kind-Beziehung (Isla hatte losgeschrien, als Sloane sich etwas von ihr entfernen wollte, während sie spielte). Ja, tatsächlich war Max nur auf Probe hier. Aber auch wenn Universitäten wie diese oft mehrere Personen zur Probe auf eine einzige freie Stelle setzten, war das eigentlich unbedeutend, denn Max war brillant und würde die Stelle bekommen, und das war der Grund, warum Sloane ihre eigene für seine Karriere aufgegeben hatte. Nein, *aufgegeben* war das falsche Wort. Sie hatte sich nur auf eine suboptimale Position begeben und Platz für ihn gemacht, denn sie gab nichts auf diese Art von elitärer Umgebung. Für Sloane besaß die Wissenschaft andere, geistige Standards. Letztlich ging es um die nahezu religiöse Erörterung von abweichenden Meinungen – um

kleine Unterschiede in den Glaubensrichtungen. Allerdings, wie Max mit großem Nachdruck betont hatte – es war kein Streit gewesen; es lag einfach in seiner Natur, dass er gern spielerisch widersprach, was den meisten Leuten wirklich gefiel –, hatte Sloane immerhin ein Buch veröffentlichen können, das trotz der bescheidenen (*sehr* bescheidenen) Verkaufszahlen außerordentlich gut aufgenommen worden war. Selbst wenn die Forschung nicht das war, worauf sie ihren beruflichen Schwerpunkt legen wollte, blieb sie durch den Zeitvertrag doch ihrem Studienggebiet treu und konnte jederzeit versuchen, auch für sich eine Festanstellung im Wissenschaftsbereich anzustreben. Selbst wenn sie das nicht tat, würde Max sicherlich den Lehrstuhl erhalten – vorausgesetzt, er verärgerte nicht jemanden bei einer Dinnerparty oder dergleichen, was aber unmöglich war, denn man vergab ihm einfach alles –, und so musste sich Sloane keine Gedanken darüber machen, möglicherweise ihre Krankenversicherung zu verlieren oder die grotesken Raten für die Hypothek nicht mehr bezahlen zu können. Doch aus irgendeinem Grund sorgte sie sich trotzdem.

Die Erzieherin war geduldig, mitfühlend und aufmunternd gewesen, als ob Sloanes Geschichte keineswegs kompliziert und Islas Umstände gar nicht so ungewöhnlich wären. Das war beruhigend gewesen, und danach hatte Sloane innerlich etwas weniger gezittert und sich nicht mehr ganz so gefühlt, als müsste sie gleich sterben. An dem Morgen aber, an dem sie ihre Tochter zum ersten Mal in die Krippe brachte, traf sie auf eine neue Betreuerin, die verblüfft zu sein schien, sie zu sehen. Sie wiederholte Islas Namen mehrmals, als ob sie einen Text aufsagte, den sie irgendwann einmal in der Schule gelernt hatte. Sloane fragte, wo denn Miss Jamie sei, und die neue Frau antwortete, Miss Jamie arbeite hier nicht. Es klang so, als hätte Miss Jamie *nie* hier gearbeitet, ja als hätte sie nie

existiert. Als wäre sie ein Geist. Sloane bemerkte, dass sie den Augenblick der Übergabe hinauszögerte. Das war nicht gut für Isla. Sie küsste ihre Tochter auf das entsetzensweiße Gesicht und erkannte, dass Isla vor Angst leise vor sich hin weinte. In diesem Augenblick wurde Sloane klar, dass sie ein Ungeheuer war. Dann ging sie zu ihrem Büro, denn auch wenn sie ein Ungeheuer war, hieß das nicht, dass sie keine Rechnungen mehr bezahlen musste.

Da Sloane lediglich ein Anhängsel ihres Mannes war und ihre Anstellung an der Universität nur erhalten hatte, weil Max auf seinem Gebiet überragend war und er Sloanes Fähigkeiten nachdrücklich verteidigt hatte, war ihr eines der Gemeinschaftsbüros im Keller der Geisteswissenschaften zugewiesen worden, obwohl sie eigentlich zur sozialwissenschaftlichen Fakultät gehörte. Aber das war für sie kein Problem. Als sie und Max jünger gewesen waren und Sloane geplant hatte, an ihrem kleinen College zu bleiben, an dem der Lehrplan nicht so starr war und die Notwendigkeit, etwas zu veröffentlichen, nicht so streng gehandhabt wurde, war sie so frei gewesen, sich auch in anderen Gebieten umzuschauen, sogar in der Theologie und den Literaturwissenschaften. Aber jetzt war sie hier, und alles verströmte ein Gefühl der Gefangenschaft. Es fühlte sich beinahe faustisch an, aber ohne das Versprechen künstlerischen Ruhms.

Neben der Tür des Gemeinschaftsbüros hing ein Schild, das einer kleinen Schultafel ähnelte. Darauf schrieb Sloane ganz oben »Dr. Hartley«, sodass die Person, mit der sie sich das Büro teilen würde, ihren eigenen Namen daruntersetzen konnte. Ein Faden hing vor dem Ventilator und bewegte sich keinen Millimeter. Drinnen gab es zwei kleine Bücherregale von Ikea, zwei winzige Papierkörbe und einen Fleck auf dem Teppich unter dem abgenutzten Bürostuhl, der zu dem etwas saubereren Schreibtisch gehörte. Sloane nahm ihn in

Besitz und stellte das gerahmte Foto der Weihnachtskarte vom letzten Jahr darauf. Sie versuchte, durch den Schmerz in ihrer Brust zu atmen, den sie beim Gedanken an Isla empfand. Bestimmt ging es ihr gut. Sehr wahrscheinlich. Isla würde sicherlich ihre neue Erzieherin, Miss Lily, noch mehr lieben als Sloane! Von nun an würde Isla aufwachsen und bald eigene Gedanken und Meinungen haben. Und dann würde sie glauben, dass Sloane dumm sei. Schon war Sloane davon überzeugt, dass Isla mit einem mangelhaften Verständnis für die Geschlechterrollen aufwachsen würde. »Oh, meine Mutter hat immer gekocht«, würde sie zu ihren Freundinnen sagen. »So war das nun einmal bei uns zu Hause. Sie nannte sich trotzdem eine Feministin, was echt traurig war«, und dann würden Isla und ihre Freundinnen aus der Generation Alpha Sloanes Bücher (na gut, Sloanes *Buch*) aus dem Regal ziehen und schallend darüber lachen.

Sloane wischte sich rasch die Augen ab und öffnete in ihrem Computer das Dokument mit der Vorlesung dieses Tages. Als es an der Zeit war, ging sie zu ihrem Kurs und hielt ihre Vorlesung. Es lief recht gut, und sie erwähnte Isla nur zweimal. Auf keinen Fall wollte sie eine der Frauen sein, die hauptberuflich Mutter™ waren und sich auf ihre eigene Mutterschaft reduzierten. Im Internet besaß eine gute Mutter viele Facetten und sogar ein kleines Selbst. Sloane vergaß mehrfach Wörter und Namen und verhedderte sich manchmal in ihren Gedankengängen, was seit ihrer Schwangerschaft öfter vorkam.

»Ich möchte Ihnen sagen, dass ich es sehr erfrischend finde, Sie reden zu hören«, sagte eine bildschöne Erstsemesterstudentin namens Dalil Serrano, deren Haar glänzte und deren Damm unverletzt war und die vermutlich irgendwann als Richterin am Obersten Gerichtshof sitzen würde. »Ich habe ADHS, und ich schwöre, dass die Art, wie Sie unterrichten, mein Hirn kitzelt.«

Soweit sie wusste, wurde Sloane nicht von ADHS gequält. Allerdings litt sie unter einer beklemmenden Angst um ihre Tochter und unter einem Körper, der seine Hirnzellen für Islas Perfektionierung geopfert hatte. Dennoch fühlte sie sich irgendwie geschmeichelt, denn es war wenigstens ein Kompliment. Sie bedankte sich dafür und fühlte sich angenommen.

Sie kehrte in ihr Büro zurück und bemerkte Anzeichen dafür, dass während ihrer Abwesenheit eine zweite Person gekommen und wieder gegangen war. Sie sah auf ihre Uhr – in einer Stunde konnte sie Isla abholen. Zum Glück hatte sie mehr Arbeit, als sie in einer Stunde erledigen konnte. Sie hatte mehr Arbeit, als sie in drei Lebensspannen bewältigen könnte, aber das meiste davon existierte nur in der Theorie. Diese Arbeit umfasste die Notwendigkeit, sich als wertvoll für die Universität zu erweisen, damit sie eine gewisse Sicherheit in ihrem Job gewann und vielleicht eine Kompetenz zeigen konnte, die unabhängig von den Lobeshymnen ihres Mannes existierte.

»Dr. Hartley?«

Die Stimme erschreckte Sloane, denn zuerst klang sie so, als wäre sie in ihrem Kopf ertönt. Als ob sie in eine pornografische Fantasie abgeglitten wäre. Sie schüttelte sich wach. Doch sie war eindeutig bereits wach gewesen und hatte gearbeitet, denn sie besaß schon lange nicht mehr die Zeit oder die Energie für ein inneres Leben. »Ja?«

Der Mann an der Tür stellte sich mit einem Namen vor, der sofort im Äther verschwand, und fügte hinzu: »Es tut mir leid, dass ich mich verspätet habe.« Er war ein recht junger Mann, Mitte oder Ende zwanzig – kein Student in den ersten Semestern mehr, das war klar. Er stand da mit ... mit seinen Schultern. Breite Schultern, mächtiger Kiefer, kantiges Kinn und diese Haare! Es war fast unmöglich, alles an ihm zu betrachten, ohne dabei zu blinzeln. Er schien zu ... strahlen.

»Das College-Büro hat mich erst vor etwa einer Stunde benachrichtigt. Egal.« Der Mann an der Tür schnitt sich mit einer drolligen Handbewegung selbst das Wort ab. »Ich will nur sagen, dass ich froh bin, Sie noch erwischt zu haben.«

Er hatte ein Grübchen. Nur ein einziges Grübchen. Das machte alles auf eine schreckliche, fast gotische Art noch schlimmer. »Oh, hallo«, sagte Sloane und verstummte wieder. Vermutlich wirkte sie auf ihn nun so, als wäre sie entweder dämlich oder altersverwirrt. Beides kam beim Lehrkörper dieser Fakultät häufiger vor.

»Ich bin Ihr Assistent«, fügte der junge Mann freundlicherweise hinzu. Sloane vermutete, dass er ein Doktorand war. »Ich studiere quantitative Soziologie im dritten Jahr.«

»Wer ist denn Ihr Tutor?«, fragte Sloane, die beeindruckt war, dass sie überhaupt noch Worte bilden und aussprechen konnte.

»Burns.«

»Oh, das ist grausam.«

»Ja.« Ihr neuer Assistent lachte und fuhr sich mit der Hand über das rabenschwarze Haar, während er sich auf den Stuhl vor ihrem Schreibtisch setzte. Sie beschlich der vage Gedanke, dass sie ihn gern auf dem Rücken eines Pferdes sehen würde. »Ich schlafe nicht viel.«

Das Handy auf ihrem Schreibtisch brummte. Es war Max, der wissen wollte, ob die Kinderbetreuung Fotos von Isla geschickt hatte. Max, der auch Schultern und ein Kinn und einen generationsbedingten angenehmen Respekt vor dem Feminismus hatte.

Sloane erinnerte sich an ein Gespräch mit ihrer Tante, kurz nachdem sie mit Isla schwanger geworden war. Sie hatten sich darüber unterhalten, wer die Hausarbeit erledigen würde, falls Sloane plante, wieder in Vollzeit zu arbeiten. »Oh, Max wird waschen und den größten Teil des Putzens

und Saugens übernehmen«, hatte Sloane mit einem Schulterzucken gesagt und später mit Max verschwörerisch über den entsetzten Blick ihrer Tante gelacht, in dem sich die dummen, veralteten Geschlechterrollen widergespiegelt hatten.

Gerade noch rechtzeitig erinnerte sich Sloane daran, dass sie sich in einer verantwortlichen Position befand. »Sie werden nicht viel für mich tun müssen«, sagte sie entschuldigend zu ihrem Mitarbeiter, dessen Namen sie bereits vergessen hatte. Sie hatte tatsächlich einen Assistenten für einen Fortgeschrittenenkurs beantragt, der ihr am Ende aber nicht übertragen worden war. Ihre Veranstaltung über Methoden in der Soziologie diente bloß der universitären Statistik und den Bürokraten. »Ich benötige vielleicht ein wenig Unterstützung bei der Notengebung, und Sie können an dem Kurs und den Projekten am Ende teilnehmen und vielleicht auch eine oder zwei Vorlesungen halten.« Sloane wusste trotz ihrer geringen Erfahrung, wie wichtig Unterricht und praktische Erfahrung waren, und sie wollte keinen Studenten zurückweisen, der vermutlich unbedingt einen Barscheck brauchte. An ihrem eigenen College war die Bezahlung der Hilfsstudenten außergewöhnlich gut gewesen. Sie hatten ihr Geld dafür erhalten, dass sie in der Lage waren, viele unterschiedliche Aufgaben zu erfüllen, doch diese Universität hier vertrat den Standpunkt, der Wert der wissenschaftlichen Leistungen sollte erst später zu Geld gemacht werden. Es war ein Prinzip wie jenes, dass Künstler *notwendigerweise* stets kurz vor dem Verhungern standen.

»Ich werde alles tun, was Sie von mir verlangen«, sagte ihr Assistent.

Sloane bemerkte wieder seine breiten Schultern. Und seinen Mund.

Dann ertönte der Alarm in ihrem Handy, das noch auf dem Schreibtisch lag. »O Gott«, sagte Sloane und fühlte sich, als

hätte jemand im Raum plötzlich losgeschrien. »Wie störend. Es tut mir so leid.« Es war das Zeichen, dass sie Isla abholen sollte, und sie verspürte ein berauschendes Gefühl der Erleichterung darüber, dass sie ihre Tochter bald wieder in den Armen halten würde – und darüber, dass sogar ein so schöner Mann sie keineswegs in den Wahnsinn treiben konnte. »Könnten Sie mir Ihre Kontaktdaten in einer E-Mail zuschicken, damit ich Ihnen den Lehrplan in der Cloud zugänglich machen kann?«

»Natürlich.« Ihr Assistent stand auf und schlang sich einen Riemen seines Rucksacks über die Schulter, während er seine freie Hand nach der ihren ausstreckte. »Es freut mich sehr, dass ich in diesem Semester mit Ihnen zusammenarbeiten darf.«

Sein Händedruck war warm und kräftig, sein Unterarm muskulös. Er duftete nach frischem Leinen und nach einem früheren Leben. Kurz überkam Sloane das übermächtige Verlangen, ihre Lippen an die straffe Haut über seinem Handgelenk zu legen und dann sanft über die Innenseite seines Arms zu gleiten, bis sie spürte, wie er zitterte. Dieses Gefühl war erniedrigend – zumindest ein wenig.

Während Sloanes Wangen heiß und rot wurden, bemerkte sie, dass sie noch immer nicht gesehen hatte, wie sich der Faden vor dem Ventilator bewegte. Schläff und vergessen hing er da, wie die Reflexe einer Daseinsform, die sie irgendwo abgestellt und vergessen hatte.

4

»Der wichtigste Rat, den ich dir geben kann, besteht darin, ›niedere Häuser‹ nicht für Übungsrunden zu missbrauchen, während du deine Rekrutierung durchläufst. Nutze diese Zeit dazu, *echte* Verbindungen herzustellen – so bekommst du am ehesten das, was du dir vom Verbindungsleben versprichst«, riet die erste von Ninas Rekrutierungsratgeberinnen, die sich damit als Mitglied eines der niederen Häuser zu erkennen gegeben hatte.

»Ich stimme vollkommen mit Jen überein«, meinte die zweite, die eindeutig hübscher war, auch wenn es in jedem Haus hübsche Mädchen gab (wenigstens das gestand Nina großzügig ein). Der Unterschied bestand in den Details, die meist nicht sogleich zu erkennen waren, denn die Ratgeberinnen trugen die gleichen Blusen. Aber nicht alle waren gleich angezogen. Jen, Ninas erste Rekrutierungsratgeberin, trug ihr langes Hemd über modischen Leggings, wie Nina sie ebenfalls besaß. Mia, die zweite, trug ihre Bluse in einer Jeans, die so perfekt saß, als wäre sie entweder maßgeschneidert oder unverschämte teuer gewesen. Sie hatte einen Ballonschnitt, wirkte auf magische Weise übergroß und an der Taille wiederum unmöglich gerafft, als würde sie sich den Gesetzen der Natur widersetzen wollen.

»Das Wichtigste ist«, fuhr Mia fort, »dass es ein Haus für jederfrau gibt. Die Gruppe zu finden, die wirklich zu dir passt, ist *viiiieel* wichtiger, als ein Haus nur wegen seines Einflusses zu wählen.«

»Ihr habt sie gehört, Hackfressen«, flüsterte Dalil Serrano, eine Studentin im ersten Jahr, Nina zu. In den letzten vier Stunden hatten sie sich angefreundet, während sie jedes Haus in der Reihe bis auf eines besucht hatten. »Nicht alle können zu den wirklich heißen Häusern gehören«, fuhr Dalil fort, indem sie Mias knarrende Stimme nachahmte, »und damit müsst ihr euch abfinden.«

Nina lachte. Das war nicht gerade der Höhepunkt einer geistreichen Konversation, aber es gab nichts Berauschenderes, als Mist zu reden, nachdem man den ganzen Tag eingeschätzt und abgeurteilt worden war. So schwang das Pendel zurück, zumindest ein bisschen. »Was sagt man ihnen, wonach man sucht?«, fragte Nina. »Wenn sie wissen wollen, warum man in eine Studentinnenverbindung eintreten will.«

Sofort verwandelte sich Dalils Gesichtsausdruck. »Ich sehne mich nach einer *Gemeinschaft*«, sagte sie und senkte die Stimme dabei so, dass sie genau das richtige Maß an Intimität ausstrahlte – nicht zu ernst, nicht zu falsch. Es war das richtige Maß an Aufrichtigkeit, wie wenn ein heißes Mädchen ein Video dreht, in dem sie über den Kampf mit ihren Ängsten berichtet. »Ich liebe Philanthropie«, fuhr Dalil fort, »aber ehrlich? Ich will zu den Schwestern gehören. Das ist es, was mich am meisten anspricht.«

Nina freute sich, dass Dalil beschlossen hatte, sich mit ihr anzufreunden, denn das bedeutete, dass Dalil, eine geborene Alphafrau, Nina als ihresgleichen ansah, und das war ein vielversprechender Beginn. Es war nicht so, dass Nina drückende Angst verspürte. Sie sagte sich, dass kaum etwas auf dem Spiel stand, denn wenn sie nicht in dem Verbindungshaus ihrer Wahl aufgenommen wurde, dann würde sie die ganze Sache einfach aufgeben und sich einen neuen Plan für ihre eigene Verwandlung ausdenken. Schließlich gab es zahllose andere Möglichkeiten, ihre Zeit auszufüllen. Gerade jetzt war